

Cynthia Zarin: „Inverno“

Trivialer Winter

Von Ulrich Rüdener

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.07.2024

Eine Liebesgeschichte, erzählt in Rück- und Vorblenden, lyrisch und anspielungsreich und kaum fassbar: In Cynthia Zarins märchenhaft anmutendem Roman „Inverno“ finden und verlieren sich zwei Liebende, die Zeit verweht und die Erinnerungen überdecken das Leben.

Vor 40 Jahren veröffentlichte Cees Nooteboom einen Roman mit dem hübschen Titel „In den niederländischen Bergen“, eine Art Kunstmärchen, in dem Fragen nach Liebesglück, Schicksal und Schönheit verhandelt werden. Tief in das Buch verwoben ist Hans Christian Andersens Märchen „Die Schneekönigin“. Das junge Mädchen Gerda geht darin auf die Suche nach ihrem geliebten Spielkameraden Kay, den besagte Königin entführt hat, dessen Herz zu Eis gefroren und dessen Seele unempfindlich geworden ist. Schreiben bestehe darin, heißt es bei Nooteboom, das Geschriebene umzugruppieren. Immer seien da hundert Schriftsteller, die einem die Hand führten, ob man es wahrhaben wolle oder nicht.

Hans Christian Andersens „Schneekönigin“ bildet auch die Folie von Cynthia Zarins Roman „Inverno“, den Esther Kinsky aus dem amerikanischen Englisch übersetzt hat. Nicht nur Andersen führt Zarin die Hand; es sind unzählbar mehr Bücher, Filme, Lieder, die in diese Prosa eingearbeitet wurden, vom ironischen Spät-Western „Butch Cassidy und The Sundance Kid“ bis zu einem Song der New Yorker Band Blondie. All das soll „Inverno“ womöglich Textur und Halt geben, ein Fundament, auf dem sich eine rätselhafte Liebesgeschichte abspielen kann – jene zwischen Caroline und Alastair.

Zinngrauer Himmel, eiskaltes Gitter

„Caroline steht an den Sportplätzen im Norden des Central Park im Schnee. Es ist Februar. [...] Es ist eisig. Der Himmel zinngrau. Die Eisengeländer sind so kalt, wenn sie eine Hand aus dem Handschuh ziehen und das Eisen berühren würde, würden ihre Finger bestimmt daran festfrieren. Doch sie ist es, die festsetzt. Ihr Mobiltelefon hat sie auf Vibrieren gestellt und in den Handschuh gesteckt.“

Cynthia Zarin

Inverno

Aus dem Englischen von Esther Kinsky

Suhrkamp Verlag, Berlin

192 Seiten

22,00 Euro

Caroline wartet auf einen Anruf von Alastair, den sie vier Jahrzehnte zuvor als Kind nur ein paar Schritte von dort entfernt kennengelernt hat, wo sie nun bibbernd steht. Es ist eine leidenschaftliche und unglückliche Beziehung, on und off, verwegen und doch unerfüllt. Zarin erzählt davon in traumhaften Sequenzen, in kurzen Episoden, die in der Zeit zurück- und sogar vorspringen.

Schneekönigin und „Vier Jahreszeiten“

Wie in das Buch immer wieder Fragmente aus anderen Werken hineinfinden, Gerda und Kay aus Andersens „Schneekönigin“ etwa zu Parallelfikturen von Caroline und Alastair werden, so dringen auch immer wieder Erinnerungssplitter in das Textgewebe – schmerzhaft, spitz und piksend, teils tief ins Fleisch schneidend.

„Die Zeile aus dem Eissturm, die Alastair so gern mochte – Caroline musste es nachschlagen –, lautete: ‚Die Vergangenheit war so vergangen, dass es weh tat‘. Ja, besser vergaß man – die Bemerkung einer Figur, recht jung noch, die sich selbst leidtut. Es war mitten im Winter. Wenn Caroline an Alastair denkt, ist es immer eiskalt.“

„Inverno“ ist das italienische Wort für Winter. Ein Zitat aus Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ eröffnet das Buch:

„Auf Eis gehn, Schritt für Schritt

langsam, vor Angst zu fallen,

wir drehn uns, rutschen, stürzen,

stehn auf und laufen weiter übers Eis

bis es birst und bricht“

Zarins Figuren gehen auf dünnem Eis, immer sind da Risse. Was eigentlich geschieht, wie sich die Zeiten zueinander verhalten, ob das Assoziative des Textes gerade etwas verdeutlichen oder alles Verdeutlichende zerstreuen soll, lässt sich dabei nicht recht sagen. Leben und Text bestehen aus lauter Bruchstücken, die in ungeklärtem Bezug zueinander existieren.

„Inverno“ ist der erste Prosatext der Lyrikerin Cynthia Zarin, die hierzulande bislang gänzlich unbekannt ist. Wenn Lyrikerinnen oder Lyriker zur Prosa wechseln, verwandeln sie sich nicht unbedingt in Erzähler. Es bleibt da oft eine produktive Skepsis gegenüber Handlung, eine eher unorthodoxe Auffassung von Zeit oder Chronologie, ein Hang zum Sinnieren. Auf „Inverno“ trifft das voll und ganz zu: Bei Zarin etwa finden sich ausführliche Reflexionen zur Kulturgeschichte des Telefons und Telefonierens, eine spielerische Unterwanderung sprachlicher Konventionen. Man hat das Gefühl, trotz oder wegen der vielen in den Text eingezogenen Ebenen und Zitate, manchmal den Halt zu verlieren. Was zwischen Caroline und Alastair eigentlich passiert, gerät eher aus dem Blick.

„Jeder verhedderte Faden führt zu etwas anderem, zu vielem anderen, zu vielen: Wünschen, Zaubersprüchen, Caroline mit acht in der spackten Wichteltracht, wie sie in einen mit giftigen Ebereschenzweigen umkränzten Spiegel blickt, ein Spiegel, der gut auch eine Eisfläche sein könnte. Eine Eisfläche, die sie jetzt versucht, mit der behandschuhten Hand klarzuwischen, um Alastair sehen zu können, [...]. Fünf oder sechs Jahre nachdem Caroline im Schnee

stand und mit dem Mobiltelefon im Handschuh darauf wartete, dass Alastair anrief, liegt sie ausgestreckt auf ihrem Bett in New York, sie trägt Partykleidung, hat nur die Schuhe abgestreift. Die Party ist vorbei.“

Trivial und irrlichternd

Es gebe in diesem Buch keine banalen Sätze und keine überbordende Sprache, schrieb Sigrid Nunez in ihrer Rezension für die New York Times. Aber eine Anhäufung des Nichtbanalen kann zuweilen auch zu Reizüberflutung führen. Ein etwas aufdringlicher Wille zur Kunst zeigt sich schon in der Art der Komposition: Wie Zarin die verschiedenen Fragmente des Buches miteinander verknüpft, erscheint beliebig. Als ob dieser Text aus einzelnen Puzzleteilen bestehen würde, die willkürlich zusammengesteckt wurden, ob sie nun passen oder nicht. Weshalb das dabei entstehende Bild etwas leicht Verzerrtes hat. Das mag man fantasievoll finden und experimentell, oder einfach artifizuell und überambitioniert. Die zentrale, die Erinnerungen triggernde Liebesgeschichte zwischen Caroline und Alastair wird durch die märchenhaften Szenen, die vielen Referenzen, Rück- und Vorblenden, allerdings nicht berührender oder gar nachvollziehbar – sondern eher trivial und irrlichternd.